

Ingo Richter

Meine deutsche Bildungsrepublik

Eine bildungspolitische Autobiographie



Verlag Barbara Budrich

Ingo Richter
Meine deutsche Bildungsrepublik

Für Sabine

Ingo Richter

Meine deutsche Bildungsrepublik

Eine bildungspolitische Autobiographie

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2021 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-2476-5 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1620-3 (PDF)

DOI 10.3224/84742476

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Titelbildnachweis: istockphoto.com

Satz: Linda Kutzki, Berlin – www.textsalz.de

Druck: docupoint GmbH, Barleben

Printed in Europe

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	11
---------------	----

Teil I. Ein hoffnungsvoller deutscher Jüngling – Aufwachsen und Studieren 1945–1963

Einleitung: Deutschland 1945	13
1 Aufwachsen	16
1.1 Eine preußisch-sozialdemokratische Volksschullehrerfamilie	16
1.1.1 „Auf der Lüneburger Heide ...“ – Über familiäre Milieus	16
1.1.2 „Üb immer Treu und Redlichkeit!“ – Über Weltanschauungen und Tugenden	28
1.2 Ein niedersächsisches kleinstädtisches Gymnasium	39
1.2.1 „Curriculum, Curriculum macht die kleinen Kinder dumm“ – Über die Schule	39
1.2.2 „Was bildet den Menschen?“ – „Alles!“ – Über Bildung	53
2 Studieren	71
2.1 Alma Mater Studiorum	71
2.1.1 „Ius est ars aequi et boni“ – Über mein Jurastudium	71
2.1.2 Die gute alte deutsche Universität – Über die Universität als solche	80
2.1.3 „Gaudeamus igitur – iuvenes dum sumus“ – Über studentische Milieus	89
2.1.4 „Politisches Interesse groß – politische Beteiligung klein“ – Über politische Enthaltsamkeit	100
2.2 Die Lust zum Gesetz – Über das Erlernen des juristischen Handwerks	107
2.2.1 Das Leben als Klausurfall	109
2.2.2 Juristische Geschichten, die das Leben schrieb	114
2.2.3 Von der gesellschaftlichen Relevanz der Dogmatik	118

Teil II. Zwei Schritte vor, einen Schritt zurück – Reformpolitiken 1963–1989

Einleitung: West-Berlin 1965	124
1 „Mit uns zieht die Neue Zeit!“ – Bildungsreformen durch Wissenschaft	129
1.1 „Ja, mach nur einen Plan, sei nur ein großes Licht!“ – Wissenschaft und Politik	130
1.1.1 Der Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen (1963–1965)	130
1.1.2 Das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (1965–1979)	137
1.1.3 Der Deutsche Bildungsrat I (1965–1970)	144
1.1.4 Die Regierung Brandt-Scheel (1969)	146
1.1.5 Die Projektgruppe Curriculumentwicklung (1971–1972)	149
1.1.6 Der Deutsche Bildungsrat II (1970–1975)	152
1.2 „Alles, was Recht ist“ – Bildungsrecht und Bildungsverwaltung	156
1.2.1 Bildungsverfassungsrecht	156
1.2.2 Der Deutsche Juristentag 1976	160
1.2.3 Schulaufsicht und Schule	162
1.3 „Unter den Talaren Muff von tausend Jahren“ – Über den akademischen Aktivismus	166
1.3.1 Referendar bei Horst Mahler	167
1.3.2 Der 2. Juni 1967	169
1.3.3 Das Institut für Bildungsforschung und die Studentenbewegung	171
1.3.4 Die Juristische Fakultät und die Studentenbewegung	173
1.3.5 Die Bewegung der Studentenbewegung	174
1.3.6 „Ja, was wollt Ihr denn nun eigentlich?“	176
1.3.7 Eintritt in die SPD	180
Exkurs: Das Referendariat und das Zweite Staatsexamen	183
2 „Stadt Hamburg an der Elbe Auen, wie bist du stattlich anzuschauen!“ – Die Reform der Juristenausbildung	188
2.1 „Vorspiel auf dem Theater“ – Am Fachbereich Rechtswissenschaft der Freien Universität Berlin	189
2.2 „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ – Der Ruf an die Universität Hamburg	193

2.3	„Reformen am offenen Herzen“	197
2.4	„Publish or perish!“	211
2.5	Ein kleiner Ausflug in die Politik	215
2.6	Hamburg, das Tor zur Welt	217

Teil III. Jugend- und Bildungspolitik in Zeiten der Wiedervereinigung und der Globalisierung (1989–2019)

Einleitung: Deutschland 1989	230
------------------------------------	-----

1	„Nach Ostland wollen wir reiten“ – Bildungspolitische Spaziergänge im Osten nach 1989	239
1.1	Berlin-(Ost) – Baurecht	241
1.2	Mecklenburg-Vorpommern – West-Recht	243
1.3	Brandenburg – Lebensgestaltung, Ethik, Religionskunde (LER)	244
1.4	Sachsen – Im Zisterzienserinnen-Kloster	246
1.5	Thüringen – Eine Wiederbelebung des „Mythos Wickersdorf“?	248
1.6	Sachsen-Anhalt – Die Francke’schen Stiftungen in Halle	250
2	„Join the Navy and See the World!“ – The European Educational Law and Policy Association (ELA)	253
3	Die angewandte Aufklärung – Zehn Jahre Deutsches Jugendinstitut (1993–2003)	256
3.1	„Wir sind doch alle drei Juristen; wir werden uns schon verstehen“	256
3.2	Das Deutsche Jugendinstitut – Die Einsamkeit der Macht	262
3.2.1	Leitung	262
3.2.2	Insignien der Macht	263
3.2.3	Zeichen der Kollegialität	264
3.2.4	Vertrauen	265
3.2.5	Gremien	266
3.3	Forschung am Deutschen Jugendinstitut – Big is not necessarily beautiful	268
3.3.1	Relevanz	269
3.3.2	Wissenschaftliche Begleitung	271
3.3.3	Reformen	272
3.3.4	Dauerbeobachtung	274

3.3.5	Surveys	275
3.4	Wissenschaft und Politik – Ein Geschäft auf Gegenseitigkeit	276
3.4.1	Transparenz und Vertrauen – Nur keinen Ärger in der Öffentlichkeit	276
3.4.2	Wissen als Voraussetzung der politischen Steuerung	279
3.4.3	Politikberatung – eine Alibifunktion?	281
3.4.4	Politische Konsensbildung	283
3.5	Wissenschaftliche Kooperation mit Universitäten – Privilegierte Partnerschaften?	284
3.6	Reden und Schreiben	289
3.6.1	Die Repräsentation des Deutschen Jugendinstituts in der Öffentlichkeit	289
3.6.2	Rekonstruktionsversuche von Bildungsrecht und Bildungspolitik	293
3.6.3	„Nachrufe“ zu Lebzeiten	295
4	Zivilgesellschaftliche Institutionen	298
4.1	Der Wissenschaftliche Beirat für Familienfragen	298
4.2	Die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung	300
4.3	Die Stiftung Brandenburger Tor	301
4.4	Die Freudenbergstiftung	303
4.5	Schulen und Universitäten als zivilgesellschaftliche Institutionen?	304
5	Der „PISA-Schock“ – „Außer Spesen nichts gewesen“?	306
5.1	„PISA“ als bildungspolitisches Ereignis	306
5.1.1	Der „Schock“ im Jahre 2001	306
5.1.2	Die Folgen des „PISA-Schocks“	308
5.2	„PISA“ als juristisches Problem	311
5.3	„Nachpisanische“ bildungspolitische Spaziergänge	314
5.3.1	„Der Mantel der Geschichte weht“ – Der sächsische Beraterkreis	315
5.3.2	Spargel in Schwetzingen – Der baden-württembergische Bildungsrat	318
5.3.3	„Das ist die Berliner Luft, Luft, Luft.“ – Das Board des Modellvorhabens eigenverantwortliche Schule	321
5.3.4	„Wenn das Wasser im Rhein gold’ner Wein wär“ – Die Enquetekommission „Chancen für Kinder“ in Nordrhein-Westfalen	326

6	Nachtrag: Jenseits von PISA	333
6.1	Gesellschaftliche Probleme, zu deren Lösung die Schule beitragen kann	334
6.1.1	Die Inklusion behinderter Menschen	334
6.1.2	Die Integration von Einwanderern und Flüchtlingen	338
6.1.2.1	Die Einwanderer	340
6.1.2.2	Die Flüchtlinge	344
6.1.3	Die Schule in Zeiten von Pandemien	346
6.1.3.1	Corona 2020	346
6.1.3.2	Die pandemische Gesellschaft – eine Utopie?	348
6.1.3.3	Das „Prinzip Schule“ als Problem einer pandemischen Gesellschaft	349
6.1.3.4	Die Entschulung in der pandemischen Gesellschaft	350
6.1.3.5	Die Notwendigkeit institutionalisierter Lernorte	352
6.1.3.6	Schule in einer pandemischen Gesellschaft	353
6.2	Gesellschaftliche Probleme, deren Lösung die Schule überfordert	354
6.2.1	Die Digitalisierung der Kommunikation und die mediale Sozialisation	355
6.2.2	Die Bedrohung des gesellschaftlichen Zusammenhalts durch Radikalität und Anomie	362
6.2.3	Die Bedrohung des politischen Systems durch Identifikationsverluste	367

Vorwort

Kann nur ein Bildungspolitiker, das heißt jemand, der selber Bildungspolitik gemacht hat, eine bildungspolitische Autobiographie schreiben? Ich war nie Bildungspolitiker und ich habe es dennoch versucht, weil die Bildungspolitik mein Leben bestimmt hat und weil ich deshalb von meiner (west)deutschen Bildungsrepublik spreche. Ich beschreibe zunächst meine eigene Bildung und es ist banal, zu sagen, dass sie durch die Bildungspolitik der Zeit bestimmt war. Ich berichte über Institutionen der Bildungsforschung und Bildungspolitikberatung, in denen ich als Jurist gearbeitet habe. Die Juristenausbildung, in der ich tätig war, sollte einen neuen Juristen bilden. In der politiknahen Kinder- und Jugendforschung, der ich mich gewidmet habe, ging es darum, die Lebensbedingungen aller Kinder und Jugendlichen zu verbessern, eine Voraussetzung aller Bildung. Und schließlich habe ich als politischer Mensch und als Jurist sehr viel über Bildungspolitik geschrieben, habe im Inland und im Ausland Politiker und Verwaltungsbeamte beraten und bin sehr viel gereist, – und Reisen bildet bekanntlich. Vielleicht habe ich dann doch ein wenig Bildungspolitik gemacht.

Dieser bildungspolitischen Autobiographie liegen meine Erinnerungen zugrunde. Andere Menschen haben andere Erinnerungen an die Ereignisse und Entwicklungen, die ich beschreibe und viele bewerten sie anders als ich. Es geht in diesem Buch um meine Wahrheit. Es ist kein wissenschaftliches Buch. Andere Menschen mögen andere Wahrheiten haben. Ich habe mich dazu entschlossen, die meisten Menschen, über die ich etwas schreibe, mit ihrem wirklichen Namen zu nennen und nur diejenigen zu anonymisieren, über die ich etwas Unschönes erzähle. Den Menschen, die mir begegnet sind, mit denen ich zusammengearbeitet habe und die ich in diesem Buch nenne und beschreibe, möchte ich danken, denn sie haben mir geholfen, bildungspolitisch zu denken und zu handeln. Ich widme dieses Buch meiner Frau, weil ich nur durch sie und mit ihr diesen Weg gehen konnte.

Meine bildungspolitische Autobiographie endet scheinbar mit PISA und den Folgen. Einem solchen Eindruck wollte ich entgegentreten und habe deshalb in einem Nachtrag meine Einschätzungen zu den zur Zeit wichtigen bildungspolitischen Problemen niedergeschrieben, zur Inklusion von behinderten Menschen, zur Integration von Einwanderern und Flüchtlingen sowie zum Überleben in einer „pandemischen Gesellschaft“, weil ich davon ausgehe, dass wir diese Probleme durch Bildung bewältigen werden. Ich äußere mich aber auch zu gegenwärtigen Herausforderungen, durch die das Bildungswesen überfordert ist, nämlich zur Digitalisierung von Information

und Kommunikation, und zur Belastung der Gesellschaft durch radikale und anome Einstellungen und Verhaltensweisen sowie durch die Legitimationschwäche des politischen Systems.

Teil I. Ein hoffnungsvoller deutscher Jüngling – Aufwachsen und Studieren 1945–1963

Einleitung: Deutschland 1945

Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt, lass uns dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland.

^L Nationalhymne der DDR, Text Johannes R. Becher, Musik Hanns Eisler, 1949

Das Deutsche Reich hatte im Jahre 1939 rd. 80 Millionen Einwohner. Die Zahl der Kriegstoten belief sich insgesamt auf 3,2 Millionen Soldaten und 3,6 Millionen Zivilisten. Es gab im Jahre 1945 rd. 1,5 Millionen Kriegsversehrte. Die Flucht oder Vertreibung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten betraf rd. 10 Millionen Menschen. Die Bombardierung der deutschen Großstädte führte durch Evakuierung und Tod zu großen Bevölkerungsverlusten. So hatte Köln z. B. im Jahre 1939 750.000 Einwohner, im Jahre 1945 aber nur noch 40.000. In den vier Besatzungszonen lebten im Jahre 1946 nur noch rd. 65 Millionen Menschen. Der Zweite Weltkrieg führte in Deutschland jedoch nicht nur zu großen Bevölkerungsverlusten, sondern durch Flucht und Evakuierung, Umsiedlung und Neuansiedlung auch zu großen Bevölkerungsverschiebungen, sodass die Bevölkerungsstruktur 1945 völlig anders aussah als 1939. Von diesen Verlusten und Verschiebungen waren alle Menschen betroffen, alle Familien, alle Nachbarschaften und alle Gemeinschaften.

Insbesondere in den Großstädten und den Mittelstädten, die die Flächenbombardierungen durch die Alliierten besonders betroffen hatten, waren die Wohnungen und Fabriken weitgehend zerbombt, während die Kleinstädte und Dörfer weniger oder gar nicht betroffen waren, es sei denn, es hatten sich dort Kriegsbetriebe befunden. Im Jahre 1945 waren jedenfalls 1,8 Millionen Wohnungen gänzlich unbrauchbar und 3,6 Millionen Wohnungen beschädigt. Zerstörung und Beschädigung betrafen rd. 20 Millionen Menschen, d. h. rd. 25 % der Bevölkerung. Auch rd. 25 % der Industrieanlagen waren zerstört und rd. 50 % der Verkehrswege. Jeder kennt die Bilder der „Ruinenstädte“ Berlin, Hamburg und Dresden, und man fragt sich heute, wie ein Leben in diesen „Geisterstädten“ überhaupt möglich war.

Elend und Hunger in der unmittelbaren Nachkriegszeit lassen sich nicht in Zahlen fassen. Die Kindersterblichkeit war hoch, der Gesundheitszustand vieler Menschen sehr schlecht. Viele Menschen starben an Unterernährung, und zwar insbesondere in dem außerordentlich kalten „Hungerwinter“ 1946/47. Den Angehörigen der Besatzungsmächte war es im ersten Nachkriegsjahr untersagt, Lebensmittel an die deutsche Bevölkerung weiterzugeben, auch nicht Speisereste, und die großzügige Care-Paket-Aktion der USA setzte erst nach einem Jahr ein. Bei Kriegende konnte der tägliche Kalorienbedarf der deutschen Bevölkerung nur zu 40–50 % gedeckt werden, wobei es auch hier zwischen Stadt und Land beträchtliche Unterschiede gab. Es gab den Lastenausgleich, jedoch erst ab 1952. Auch wenn der Lastenausgleich vielleicht der größte Versuch war, Kriegsschäden auszugleichen, den es in der europäischen Geschichte je gegeben hat, so bewirkte er keinesfalls eine soziale Egalisierung. Er beschränkte sich bei den Opfern auf Soforthilfen und langfristige Entschädigungsleistungen, während die Belasteten ihre Verpflichtungen mehr oder weniger aus den Renditen ihres Vermögens und durch die Belastung ihres Grundeigentums bezahlen konnten. Im Jahre 1949 gab es in der amerikanischen und der britischen Zone bereits das Soforthilfegesetz, das in die französische Zone übernommen wurde. Aber vorher? Es ist heute nur sehr schwer vorstellbar, wie die 65 Millionen Menschen im Nachkriegsdeutschland untergebracht, ernährt und versorgt worden sind, insbesondere angesichts von Zerstörung und einer statistisch nicht erfassbaren Arbeitslosigkeit.

Auf allem Elend aber lastete der Zusammenbruch der deutschen gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung. Die militärische Niederlage Deutschlands war durch die Besetzung des Landes und die Beseitigung der deutschen Staatsgewalt so offensichtlich, dass niemand sie leugnen konnte. Anders als im Falle des Ersten Weltkrieges war die Kriegsschuldfrage beim Zweiten Weltkrieg eindeutig zu beantworten; dennoch verdrängten viele Menschen die Antwort auf diese Frage oder suchten die Schuld an Krieg und Niederlage bei „den anderen“. Mögen auch viele die These von der Kollektivschuld des deutschen Volkes zurückgewiesen und die später von Theodor Heuss umgedeutete Formulierung „Kollektivscham“ nicht zur Kenntnis genommen oder nicht nachvollzogen haben; eine diffuse Belastung empfanden alle, und zwar auch diejenigen, die die historischen Tatsachen nicht wahrhaben wollten. Das ganze Ausmaß der Verbrechen des „Dritten Reiches“ kannten vermutlich nur wenige, aber irgendetwas wusste jeder, denn es gibt nicht Wissen und Nicht-Wissen, sondern sehr viele Abstufungen des Wissens, und mögen es bei einigen auch nur Ahnungen gewesen sein! Das politische Versagen der deutschen Eliten, die Identifikation der großen Mehrheit des deutschen Volkes mit dem Nationalsozialismus – von Sebastian Haffner in seinen „Anmerkungen zu Hitler“ 1978

so eindrücklich erklärt und von Martin Walser 1998 in seinen Erinnerungen an das Wasserburg der NS-Zeit „Ein springender Brunnen“ so plausibel beschrieben – führten zusammen mit der Führung eines Angriffskrieges, dem Völkermord und den Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu einer Zerstörung der gesellschaftlichen Ordnung und zu einer Zerrüttung der öffentlichen Moral, die in ihrer Bedeutung das materielle Elend bei weitem übertrafen. Dennoch: Viele zerstörte Familien fanden wieder zusammen und die Eltern versorgten und kümmerten sich um ihre Kinder; die Schulen öffneten schon im Sommer 1945 wieder ihre Pforten; die heimkehrenden Soldaten strömten in die Betriebe, Verwaltungen und Universitäten, und deutsche Politiker übernahmen sehr bald wieder politische Verantwortung auf den unteren Ebenen der Verwaltung.

Welche Entwicklung Deutschland nehmen würde, war im Jahre 1945 durchaus offen. Die Gebiete östlich von Oder und Neiße waren abgetrennt und unter polnische Verwaltung gestellt worden. Deutschland war zwar in vier Besatzungszonen und Berlin in vier Sektoren der vier Siegermächte des Zweiten Weltkrieges aufgeteilt; doch es war bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten im Jahre 1949 noch ein Land, dessen Teilung und unterschiedliche gesellschaftspolitische Entwicklung keinesfalls ausgemacht war. Nach 1949 führte der „Kalte Krieg“ zwar zur West- bzw. Ostintegration der BRD bzw. der DDR, und es entstand eine kapitalistische Gesellschaftsordnung im Westen und eine sozialistische im Osten; doch erst der Bau der Mauer 1961 verfestigte die Teilung und konsolidierte die unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen. Es ist verfehlt, aus dieser Entwicklung zu schließen, dass dies alles bereits im Jahre 1945 so angelegt war. Die „Auferstehung aus Ruinen“ führte zunächst zur Wiederherstellung der traditionellen gesellschaftlichen Strukturen, auch wenn die Besatzungsmächte insbesondere in der Wirtschaftspolitik unterschiedliche Akzente setzten. Die Kinder und Jugendlichen wuchsen in der unmittelbaren Nachkriegszeit jedenfalls noch in traditionellen deutschen Gesellschaftsstrukturen auf, wie der nachfolgende Bericht über das Leben in Westdeutschland zeigt, der allerdings eine zunehmende Prägung durch die Lebensumstände des westlichen gesellschaftlichen und politischen Systems aufweist.

1 Aufwachsen

In der unmittelbaren Nachkriegszeit habe ich als Flüchtlingskind in einem kleinen niedersächsischen Dorf fern der zerstörten Großstädte gut versorgt und wohl behütet gelebt (1.1.1). Meine sozialdemokratischen Lehrereltern vermittelten mir in der jungen Bundesrepublik einerseits die schlichten bürgerlichen Tugenden und andererseits den Willen zum sozialen Aufstieg durch Bildung (1.1.2). Das Curriculum eines kleinstädtischen niedersächsischen Gymnasiums hat mich zwar nicht „dumm gemacht“, mir aber auch nicht mehr als eine normale neusprachlich geprägte Bildung vermittelt (1.2.1); wichtiger wurde die außerschulische Sozialisation (1.2.2)

1.1 Eine preußisch-sozialdemokratische Volksschullehrerfamilie

1.1.1 „Auf der Lüneburger Heide ...“ – Über familiäre Milieus

Aus Hinterpommern

Ich bin 1938 geboren und in einer preußischen Volksschullehrerfamilie groß geworden. Wir haben bis 1945 in Pollnow gelebt, einer Kleinstadt in Hinterpommern, von 1945 bis 1949 in Gülden, einem kleinen Dorf in Niedersachsen, und von 1949 bis 1957 in Lüchow, einer niedersächsischen Kleinstadt, wo ich 1957 das Abitur machte.

Die Familie meines Vaters stammte aus der Gegend von Neustettin in Hinterpommern, wo mein Großvater einen Bauernhof bewirtschaftete; doch als vierter Sohn von sechs Kindern konnte mein 1893 geborener Vater dort nichts werden und erben. Im Ersten Weltkrieg wurde er Soldat und gegen Ende des Krieges Leutnant, eine Karriere, die Bauernkindern verschlossen war; doch es war Krieg und der ermöglichte auch Unterschichtkindern den Aufstieg ins Offizierscorps. Der Krieg, in dem er verletzt worden war, hatte meinen Vater zum Pazifisten, Atheisten und Sozialisten gemacht. Er trat in eine pazifistische Organisation und in die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD) ein, wandte sich aber später den Sozialdemokraten zu. Er ging auf eine sog. Präparandenanstalt in Hinterpommern und danach aufs Lehrerseminar, erhielt seine erste Stelle in Köslin und wurde bald Arbeitsgemeinschaftsleiter für die jungen Lehrer und Lehrerinnen. Dort traf er eine junge Lehrerin, die aus einer westpreußischen Lehrerfamilie stammte, elf Kinder, von denen neun groß wurden. Sie hatte – als zweitjüngste in der Familie – das Lyzeum in Droyßig

in Sachsen und danach das Lehrerinnenseminar in Torgau besucht. In Köslin erhielt sie ihre erste Stelle an einer Hilfsschule in einem evangelischen Stift. Nach einem halben Jahre waren die beiden verheiratet und bekamen bald zwei Kinder, meine beiden älteren Geschwister, Isolde und Ottfried. Meine Vorfahren waren also väterlicherseits pommersche Bauern und mütterlicherseits westpreußische Lehrer.

Mein Vater muss ein politisch engagierter und pädagogisch begabter Lehrer gewesen sein, denn 1932 wurde er Rektor einer sog. Weltanschauungsschule in Köslin in Hinterpommern. Das waren Schulen für die Kinder von Eltern, die weder die christliche öffentliche Gemeinschaftsschule noch eine öffentliche oder private konfessionelle Schule, sondern eine durch die Religion nicht geprägte Volksschule bevorzugten. Die Weimarer Verfassung hatte 1919 solche Schulen vorgesehen; doch die Errichtung von Weltanschauungsschulen war nur sehr zögerlich vorangekommen, sodass 1932 im gesamten Reich nur 0,6 % aller Volksschulen bekenntnisfreie Schulen waren. Es kann deshalb als etwas ganz Besonderes gelten, dass mein Vater 1932 Rektor einer solchen Weltanschauungsschule wurde. Im Jahre 1933 – das von den Nationalsozialisten abgeschlossene Reichskonkordat hatte die Konfessionsschulen gewährleistet – wurde mein Vater als Pazifist, Sozialist und Rektor einer Weltanschauungsschule zwar nicht entlassen, jedoch sofort zwangsversetzt, und zwar als einfacher Lehrer in die Kleinstadt Pollnow bei Köslin. Freunde und Genossen kamen ins KZ und einige, die überlebt hatten, machten später Karriere in der DDR.

Pollnow, diese hinterpommersche Kleinstadt mit ihren 2000–3000 Einwohnern stellte sich jedoch für meine Eltern als gar nicht so schlecht heraus. Es gab 1933 angeblich nur drei Nazis in der Stadt, darunter ein braver Schneidermeister, der zum Bürgermeister avancierte. Das Klima unter den Kollegen meines Vaters an der Volksschule war erträglich. Seen und Wälder, die nahe Ostseeküste, die bäuerliche Verwandtschaft, Wandern im Sommer und Skilaufen im Winter. Meine Eltern begannen mit dem Tennisspiel. 1935 schien das Schlimmste vorbei zu sein. Meine Mutter macht mit einem befreundeten Ehepaar zwei Auslandsreisen, in die Schweiz und nach Paris; mein Vater fährt 1936 nach Berlin zur Olympiade, wo er u. a. eine Ausbildung als Sprachlehrer für Stotterer macht. 1937 war vielleicht das glücklichste Jahr in der Ehe meiner Eltern, und mit Hitler schien es doch nicht so schlimm zu kommen, wie sie befürchtet hatten. Die wenigen jüdischen Familien in Pollnow waren, so hieß es, gleich nach 1933 emigriert, was sich jedoch später als falsch herausstellte. An sich hatten meine Eltern nach 1933 beschlossen, keine weiteren Kinder mehr haben zu wollen, aber wenn es nun doch nicht so schlimm kam, dann – so meinten sie – könnten sie auch noch ein weiteres Kind haben. Ich verdanke also meine Existenz einem politischen Irrtum meiner Eltern. Wenn sie auch nur

geahnt hätten, dass 1938 die Kriegsgefahr riesengroß würde, dass Deutschland 1939 einen Krieg entfesseln würde, hätte es mich nie gegeben.

Zu meiner ganz frühen politischen Sozialisation in der Familie gehörte 1. die Gegnerschaft zum Nationalsozialismus und 2. die Solidarität mit dem leidenden deutschen Volk. Meine Eltern hatten sich nach 1933 nicht mehr aktiv gegen die Nazis betätigt und waren von weiterer politischer Verfolgung verschont geblieben. Mein Vater war für den aktiven Kriegsdienst zu alt und litt an den Folgen seiner Verwundung aus dem Ersten Weltkrieg. Er wurde als Kommandant eines russischen Kriegsgefangenenlagers in Bromberg an der Weichsel eingesetzt und stieg in der militärischen Hierarchie bis zum Hauptmann auf – was mag er dort getan und erlebt haben? Er erzählte nie davon; ich habe nie gefragt! Am Schluss des Krieges wurde mein Vater als lokaler Volkssturmkommandant in Pollnow eingesetzt und wusste deshalb genau, wo die russische Armee stand. Meine Mutter übernahm es, für die nationalsozialistische Volkswohlfahrt den Familien in Pollnow die Nachricht von der Verletzung oder vom Tod ihrer Männer und Söhne zu überbringen – „Totenvogel“ nannte man das. Sie sprach viel von dem, was sie dort alles erlebt hatte. Die prinzipielle Gegnerschaft zum Nationalsozialismus und zu dem von Deutschland vom Zaun gebrochenen Weltkrieg schloss die praktische Solidarität im Alltag nicht aus.

Nach einer Flucht im Angesicht der russischen Panzer mit dem letzten Lazarettzug der Wehrmacht im Kohlenwagen am 23. Februar 1945 – meine Mutter hatte den Lokführer mit einer Schachtel Zigaretten bestochen – landeten wir in Quickborn bei Dannenberg in Niedersachsen und wurden vom dortigen uns unbekannten Volksschullehrer sofort in seiner Wohnung aufgenommen. Wir erfuhren so die Solidarität unter Kollegen, lebten dann bis zum Kriegsende bei dem örtlichen Kaufmann, wo ich zum ersten Mal soziale Unterschiede im Alltag bewusst erlebte: Frau Schönemann, die Kaufmannsfrau, hatte Süßigkeiten gehortet und versteckte für die etwa 30 einheimischen und die im Hause lebenden geflüchteten Kinder je ein Osterei in ihrem riesigen Garten. Am Zaun aber, außerhalb des Gartens, standen die Flüchtlingskinder, die nicht dabei sein durften, und schauten zu, wie wir unsere Eier suchten. „So viele Eier habe ich nicht“ erklärte Frau Schönemann, und ich habe zum ersten Mal verstanden, dass die prinzipielle Knappheit der Güter soziale Ungleichheit bedingen kann, dass die Entscheidungen über die Umverteilung von den Besitzenden getroffen werden, wenn sie nicht der Staat trifft. Ich bin auch nie auf die Idee gekommen, dass man die Eier vielleicht hätte teilen können! – Doch auch ein solcher „radikaler Sozialismus“ wäre möglicherweise an tatsächliche Grenzen gestoßen.

Auf dem Dorfe

Dank der politisch-freundschaftlichen Beziehungen meines Vaters aus der Zeit vor 1933 zu einigen jetzigen Beamten des niedersächsischen Kultusministeriums erhielt mein Vater von dem nationalsozialistischen, aber im Amt gebliebenen Kreisschulrat Hahn sofort eine feste Lehrerstelle, und zwar in Gülden, einem kleinen Dorf am Rande der Göhrde, einem großen Waldgebiet in Nord-Ost-Niedersachsen. Der Wechsel des politischen Systems führt nicht immer zum Austausch des gesamten administrativen Personals, wie es in der Sowjetischen Besatzungszone weitgehend der Fall war, sondern zu einer Anpassung des „Apparates“ an die jeweils neuen Verhältnisse – eine Einsicht, die in einem Land, das im Lauf eines Jahrhunderts fünf gänzlich unterschiedliche Herrschaftsverhältnisse erlebt hat, vielleicht nicht ganz unbedeutend ist.

In Gülden waren wir nicht willkommen. Der dortige frühere Lehrer Busse muss in der Partei eine gewisse Rolle gespielt haben, denn er wurde von der britischen Besatzungsmacht mehrere Jahre lang interniert und nun bekam ein Sozialdemokrat seine Stelle. Die sieben Bauern hielten zu dem internierten Lehrer und wollten uns nicht einmal Milch und Brot verkaufen. Doch zu unserem Glück waren die anderen neun Dörfer, die zum Schulsprengel gehörten, mit dem Hauptdorf „seit Jahrhunderten“ verfeindet und stellten sich nun – Sozi hin, Sozi her – auf die Seite des neuen Lehrers und versorgten uns mit den nötigen Lebensmitteln. Jeden Sonntag luden sie uns zum Mittagessen ein. Mein Vater spielte mit den Bauern Skat und fachsimpelte – als Bauernsohn – mit ihnen über landwirtschaftliche Fragen, während meine Mutter mit den Frauen „Häusliches“ und „Fraulich-Familiäres“ beim Stricken besprach und ich mit den Jungen und Mädchen auf dem jeweiligen Bauernhof in Stall und Scheune herumtobte.

Die Sozialkompetenz meiner Mutter bewährte sich auch an anderer Stelle. Da der Pfarrer sich weigerte, bei familiären Festen wie Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen neben den kirchlichen auch die üblichen häuslichen Feiern musikalisch und rednerisch zu gestalten, und da mein Vater, dem diese Aufgabe als Lehrer an sich oblag, sich ebenfalls verweigerte, übernahm meine Mutter diese Aufgabe, und zwar mit größtem Vergnügen und auch mit viel Erfolg. Sie schilderte gefühlvoll und beredt das Leben der Menschen, um die es ging, und alle sangen – je nach dem Anlass – die traurigen oder fröhlichen Kirchen- und Volkslieder. Selbst in den „Hungerjahren“ nach dem Krieg bogen sich die Tische bei solchen Festen unter der Last der Speisen und Getränke – herrlich für mich, der ich immer dabei sein durfte. Das „soziale Geflecht“ wird durch Nähe und Ferne bestimmt, nicht durch Herkunft und Politik.

Die kommunalen und politischen Differenzen der fernerer und unmittelbaren Vergangenheit wurden jedoch in der Nachkriegszeit völlig vom Unterschied zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen überlagert. In Gülden gab es sieben Bauernhöfe mit – sagen wir einmal – rd. 70 Familienmitgliedern sowie Knechten und Mägden; hinzu kam noch einmal die gleiche Anzahl von Flüchtlingen bzw. Evakuierten, die auf den Bauernhöfen Aufnahme gefunden hatten oder dort zwangsweise einquartiert worden waren. Das waren also rd. 140 Menschen in einem eher armen Dorf auf der Geest. Die Bauern galten als „reich“, die Flüchtlinge waren „arm“. Die soziale Ungleichheit – neben der landsmannschaftlichen Ungleichheit – war mit Händen zu greifen. Die Bauern arbeiteten auf ihrem eigenen Land, die Flüchtlinge arbeiteten gegen geringen Lohn auf den Bauernhöfen mit, soweit sie arbeitsfähig waren und die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft ersetzen konnten. Finanzielle Unterstützung gab es nicht; der sog. Lastenausgleich setzte nach einer Soforthilfe von 1945/46 erst 1952 ein. Die Flüchtlinge aßen auf den Höfen mit und galten deshalb weitgehend als Last. In Gülden gab es zwei „Großbauern“ mit viel Land, während die anderen fünf eher kleine Höfe besaßen. Soziale Unterschiede bei den Flüchtlingen gab es nicht, wurden jedenfalls nicht offensichtlich, weil alle das Schicksal der Vertreibung teilten. Es kam hinzu, dass die Bauern den „Hamsterern“, die überwiegend aus dem hungernden Hamburg kamen, Lebensmittel gegen „Teppiche und Juwelen“ verkauften und so noch wohlhabender wurden, während die Flüchtlinge kaum etwas zu „versetzen“ hatten. Als Lehrerfamilie hatte meine Familie eine merkwürdige Zwischenstellung, denn wir waren einerseits Flüchtlinge, wurden jedoch andererseits vom Staat mit einem geringen, aber auskömmlichen Gehalt alimentiert. Als Flüchtlinge – und Sozialdemokraten – zogen wir zwar den Hass der Einheimischen ebenso auf uns wie die anderen Flüchtlinge; aber der Lehrer und die Lehrerin – meine Mutter unterrichtete von Anfang an mit – galten doch in gewisser Weise als Respektspersonen, mit denen man es sich nicht gänzlich verderben durfte. Und zum Glück gab es ja noch die anderen neun Dörfer!

Wir waren „Selbstversorger“ wie die Bauern, denn der riesige Garten, der zur Lehrerwohnung im Schulhaus gehörte, versorgte uns mit Kartoffeln, Gemüse und Obst, das für den Winter eingekellert bzw. eingeweckt wurde. Für meinen Vater als Bauernsohn war dies in gewisser Weise „sein Hof“, während die Arbeit im Wesentlichen von meiner Mutter geleistet wurde. Sieben Hühner, die uns die Bauern der Nachbardörfer jeweils im Frühling schenkten, legten für uns Eier, bevor sie selber „in den Topf wanderten“. Ein Schwein gaben wir jährlich „in Pension“ bei einem der Bauern in den Nachbardörfern, für das wir allerdings das Futter bezahlten. Am Schlachttag im Herbst kam der Schlachter aus einem Nachbardorf, und wir Kinder durften das entsetzlich quiekende

Schwein festhalten, während ihm der Schlachter mit dem Holzhammer einen Keil in das Gehirn trieb. In dem großen Kupferkessel, in dem sonst die Wäsche gewaschen wurde, kochte meine Mutter die Wurst; die Tischlersfrau rührte mit bloßem sehnigem Arm in unserem Wäscheeimer das Blut für die Blutwurst; die fetten Fleischstücke kamen in die Salzlauge im Pökelfass, das den ganzen Winter über bei uns im Schlafzimmer neben dem Sauerkrautfass in der Ecke stand; die besten Koteletts gab es noch am Schlachttag abends frisch für den Schlachter und für uns – alles, aber auch alles wurde verwertet! Brot gab es im Kolonialwarenladen – so hieß der, obwohl es keinerlei Waren aus den nicht vorhandenen Kolonien gab, z. B. aber Maisbrot, drei Kilo schwer das Stück! Eines Tages werde ich zum Brotholen geschickt, und in kindlichem Vergnügen werfe ich das Brot in die Luft, um es wieder aufzufangen; doch es fällt zu Boden und bricht auseinander. Schrecklich! „Unser täglich Brot ...“. Ich füge die Stücke wieder aneinander und lege das Brot auf den Küchentisch; die zu erwartenden Schläge oder zumindest Schimpfkanonaden bleiben aus. Doch das tiefsitzende Trauma bleibt – bis heute!

Ich lebte mit meinen Eltern allein in der Zweizimmer-Dienstwohnung im Schulhaus. Mein fünfzehnjähriger Bruder arbeitete zwei Jahre lang als Knecht auf einem Bauernhof in der Nähe von Lüchow, weil das Geld nicht reichte, und besuchte von dort aus die Schule, als in Lüchow 1947 ein privates Gymnasium gegründet wurde. Meine achtzehnjährige Schwester arbeitete zwei Jahre lang als Hauswirtschaftslehrling auf einem Bauernhof in der Nähe von Lüneburg, wo sie sich in einen Studenten der Pädagogischen Hochschule Hildesheim verliebte, der dort sein Landschulpraktikum absolvierte – doch der war katholisch! Sie heirateten noch im selben Jahr, nachdem meine Schwester konvertiert war. Die kirchliche Trauung fand in der katholischen Kirche in Dannenberg statt und die Hochzeit wurde in Gülden in einem Klassenraum der Schule gefeiert, ganz groß, denkt man an die damaligen Verhältnisse. Es kamen viele Verwandte, und meine Mutter hatte es geschafft, Essen und Trinken für alle zu „organisieren“ – im Herbst 1947! Es war ein fröhliches Fest; doch der Stachel der Konversion saß tief im Herzen meiner Mutter, und sie hat es bis zu ihrem Tode nicht verwunden, dass ihre einzige Tochter zum Katholizismus konvertiert war und dass ihre Enkel katholisch sein würden – und das, obwohl sie selber gar nicht sonderlich protestantisch war! Aber vielleicht gerade darum.

Doch während dieses ach so fröhlichen Hochzeitsfestes hatte meine Mutter heimlich zusammen mit ihrer Schwester aus Sachsen, meiner Patentante, ihre „Flucht“ aus der Ehe vorbereitet. Die Ehe meiner Eltern war nämlich nicht gut. Mein Vater – ein pazifistischer Sozialdemokrat! – war herrisch und gelegentlich auch gewalttätig. Er wurde häufig gegen meine Mutter ausfällig, beschimpfte sie auf das Größte, war schrecklich eifersüchtig, schlug sie gele-

gentlich. Der Geschlechtsverkehr war dagegen stumm und ebenfalls ziemlich gewaltsam. Da ich das Schlafzimmer mit meinen Eltern teilte, blieb mir das nicht verborgen. Erst viel später wurde mir klar, dass meine Mutter meinen Vater vermutlich ihrerseits gereizt und zur Wut gebracht hatte, und zwar durch ihren calvinistischen Hochmut und durch ein Gebildetsein, das sie ihn häufig spüren ließ. Mir wuchs so – mit meinen nicht einmal zehn Jahren – die Rolle des Vertrauten und „Beschützers“ meiner Mutter zu, bei dem sie sich auf Spaziergängen ausweinte und den sie auf diese Art und Weise an sich zu binden suchte. Aber aus der „Flucht“ wurde nichts. Ich weiss nicht, ob und wie sich meine Eltern ausgesöhnt haben. Lange vorgehalten hat es jedenfalls nicht, denn die schlimmen Auseinandersetzungen, das Brüllen und Schlagen fingen wieder an. Mich übrigens schlug mein Vater nicht, jedenfalls nicht zu Hause.

Alle Kinder spielten im Dorf zusammen, Einheimische und Flüchtlinge. Wenn es Kämpfe gab, dann zwischen Einheimischen und Flüchtlingen. „Schlachten“ gab es aber vor allem mit den Kindern aus den Nachbargemeinden. Es gab regelrechte „Kriegserklärungen“ und „Friedensschlüsse“ und man traf sich dann irgendwo in der Mitte zwischen den Dörfern im Wald, um sich zu verprügeln. Wir spielten in den Scheunen und Ställen, auf den Feldern und Wiesen, im Wald. Ab und zu durften wir auch mit den Pferdewagen mitfahren oder auf den Landmaschinen aufsitzen. Traktoren gab es noch nicht. Wir, die Kleineren, mussten nicht in der Landwirtschaft mithelfen, nur mal ein bisschen Kartoffeln sammeln oder Ähren nachlesen. Besonders gerne schauten wir den Bullen oder Hengsten „bei ihrem Geschäft“ zu. Das durften wir zwar nicht und die Bauern scheuchten uns weg, aber es fand sich immer ein Plätzchen, von dem aus wir die Ereignisse verfolgen konnten. Und wir wollten es natürlich den Tieren nachmachen. Es zogen Gruppen von Jungen mit Gisela, einem Flüchtlingsmädchen in den Wald. Zunächst kamen natürlich die älteren Jungen dran, aber auch wir Kleinen mussten uns auf sie legen. Ich war da nicht ganz unerfahren, denn schon in Pollnow, also vor meinem siebenten Lebensjahr, hatte es die vierzehnjährige Briefträgertochter aus unserem Hause mit mir versucht. Sie hatte zu diesem Zweck aus Gardinenstoff sogar ein Kondom genäht, was allerdings nicht nur funktionsuntüchtig, sondern auch unnötig war. Doch das Gefühl des Geheimnisvollen, des Verbotenen hatte sich mir schon damals tief eingeprägt.

Geheimnisvoll und verboten war in Gülden vor allem das Schnapsbrennen. Eine Flüchtlingsfamilie hatte sich aufs illegale Schnapsbrennen verlegt, Kartoffelschnaps natürlich! Ein Sohn schleuste uns in ihre Wohnung und wir guckten durchs Schlüsselloch ins Schlafzimmer. Sie hatten Betten und Laken auf Leinen aufgehängt, aber durch die Lücken konnten wir die Kessel und Schläuche sehen. Der Sohn klaute auch mal eine Flasche und wir mussten alle

einen Schluck nehmen – scheußlich, ganz, ganz scheußlich! Zu bestimmten Zeiten am frühen Abend, wenn es schon dunkelte, schlichen wir auch in die Wohnung, um durch das besagte Schlüsselloch dem Geschlechtsverkehr der Eltern zuzuschauen. Lustig war das eigentlich nicht, und man konnte sowieso so gut wie gar nichts sehen.

Angesichts meiner besonderen Stellung als Lehrerssohn musste ich in der Dorfgemeinschaft der Kinder zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen das herausbilden, was Soziologen später eine „balancierende Identität“ nannten (Lothar Krappmann). Irgendwie wollte es sich keiner mit mir verderben; doch ich versuchte immer, bei der jeweils stärkeren „Truppe“ zu sein, was mir auch mehr oder weniger gelang. Nur ein einziges Mal gelang es mir nicht. Es war Winter und am Nachmittag schon dunkel und wir spielten am Dorfteich, und zwar alle Kinder zusammen. Ich weiß nicht mehr wie und wieso, jedenfalls verbündeten sich plötzlich alle gegen mich, wollten mich verprügeln. Ich rannte los und versuchte zu entkommen, nur rund hundert Meter bis zur Schule, in der wir wohnten. Die ganze Meute hinter mir her. Ich erreiche mit allergrößter Mühe das Schulhaus. Die Tür des Holzstalls ist zum Glück nicht verschlossen – gerettet! Daraus habe ich gelernt, möglichst Situationen zu vermeiden, in denen ich ganz allein bin, in denen sich alle gegen mich verbünden können. Natürlich meinte ich, mein Vater, der Lehrer, dem ich das gleich erzählte, würde sie alle am nächsten Tage zur Rechenschaft ziehen, sie verprügeln, mein großer starker Vater! Doch mein kluger Vater tat im Unterricht nichts dergleichen, kein Wort.

In der Kleinstadt

Im Jahre 1949 erhielt mein Vater eine Stelle als Lehrer an der Volksschule in Lüchow, einer Kleinstadt im Nordosten Niedersachsens mit rd. 7000 Einwohnern, von denen die Hälfte Flüchtlinge waren. Der ganze Stolz meines Vaters wurde dann das kleine Einfamilienhaus mit großem Garten, das er 1953 bauen konnte. Hier hatten wir drei Zimmer – wir waren ja nur zu dritt – eine winzige Küche und ein winziges Bad; im Dach oben wohnten noch zwei ältere Damen zur Miete, und zwar in einer noch kleineren Wohnung. Das Elternschlafzimmer und das Wohnzimmer hatten vielleicht je 15 qm, mein Zimmer 12 qm. Aber, ich hatte ein eigenes Zimmer! Im Schlafzimmer meiner Eltern standen zwei Betten, zwei Schränke und zwei Nachttische aus Fichte, hellbraun gestrichen. Im Wohnzimmer gab es einen Couchtisch, der sich empor drehen ließ und dadurch zum Esstisch wurde. Es gab vier gepolsterte Stühle, zwei Clubessel und eine Couch. Auf dem dunkelbraunen Vertiko stand das Grundig-Radio mit brauner Stoffbespannung und Goldleiste. Der dunkelbraune Schrank besaß eine aus-

klappbare Platte zum Schreiben sowie hinter einer Glasscheibe zwei Fächer für Geschirr und Nippes und drei Fächer für Bücher. In meinem Zimmer hatte ich ein Bett und einen Tisch mit einem Stuhl sowie ein kleines Bücherregal. In der Küche stand eine Kochplatte mit zwei Platten und der Heibacko-Herd (Heizen-Backen-Kochen), der alle drei Zimmer heizte und eine Back- und Wärmeröhre besaß. Das Badewasser kam aus dem kupfernen Badeofen im Badezimmer. Unser Kunstlehrer im Gymnasium, dessen moderner Unterricht auch Design umfasste, brachte eines Tages Abbildungen aus dem Katalog eines Möbelhauses mit und verglich den kleinbürgerlich-spießigen Stil dieser Möbel mit den Arbeiten der Hochschule für Gestaltung in Ulm, der Avantgarde der damaligen Zeit. Ich erlitt einen kleinen Schock, denn der Möbelhauskatalog zeigte die Möbel unserer Wohnung.

Der das kleine Haus umgebende Garten war die ganze Freude und Leidenschaft meines Vaters. Schließlich war er ein Bauernsohn, und in diesem Garten war er Bauer. Er pflanzte viele Obstbäume, veredelte sie durch Aufpfropfen, baute Kartoffeln an und viel, viel Gemüse, vor allem Spargel. So konnte er für den Winter sieben Zentner Kartoffeln einkellern – für drei Personen! – und Obst auf Darren lagern, während meine Mutter unendlich viele Gläser Marmelade einkochte und Gemüse einweckte. So waren wir auch in Lüchow fast „Selbstversorger“. Schließlich gab es in den 1950er Jahren in Lüchow auf dem Markt im Winter nur Kartoffeln, Weißkohl und Rotkohl – keine Tomaten und Gurken, Äpfel und Birnen, geschweige denn Zucchini und Oliven, Orangen und Bananen. Die Beete im Garten legte mein Vater nach dem Modell eines Militärfriedhofes an, alle gleich groß und ganz akkurat: Bindfäden, die an kleinen Stöckchen in der Erde befestigt wurden, sorgten für gerade Wege zwischen den Beeten. Da die obere Erdschicht im Garten aus Sand und auch etwas Bauschutt bestand, während sich der Humus und die gute Erde in tieferen Schichten befanden, musste ich im Lauf der Jahre den ganzen Garten zum Zwecke der Bodenverbesserung 30 bis 50 cm tief umgraben, eine „Schweinearbeit“. Wir hatten natürlich einen Komposthaufen, den ich mehrmals im Jahr umschichten musste. Kein Kunstdünger wurde benutzt! Zu seinem 64. Geburtstag schenkte ich meinem Vater ein kleines Buch „Gartenglück durch Schnellkompost“. Meine Eltern waren schon seit den zwanziger Jahren Anhänger der Lebensreformbewegung, kauften nur im Reformhaus, Vitaquell-Margarine statt Butter, Kathreiner-Malzkaffee statt Bohnenkaffee, „Pflanzenwurst“ aus der Dose – vorbildlich für eine gesunde Lebensweise und insofern waren meine Eltern in dieser Zeit Pioniere, die den heutigen „Grünen“ Freude gemacht hätten. Ich aber liebte dieses ganze „Gartenglück“ nicht.

Das Ganze lag am Stadtrand, in einer Siedlung, eine für die 1950er und -60er Jahre typische Stadtrandbebauung. An die Siedlung grenzten die großen

Gärten der Bürger der Stadt mit hohen Hecken und alten Obstbäumen. Und hinter den Gärten floss die Jeetzel, ein Nebenfluss der Elbe. In den fünfziger Jahren wurde sie begradigt und eingedeicht, wodurch die typische Landschaft der Elbniederung mit ihren Wiesen- und Wasserbiotopen in eine regulierte Nutzlandschaft verwandelt wurde. Vom Deich aus konnte man über die nur 7 km entfernte Zonengrenze hinweg die Türme von Salzwedel sehen, die nahe, aber doch so ferne feindliche Welt der DDR. Jeden Nachmittag machte ich einen kleinen Spaziergang auf dem Deich und dachte über meine kleine abgeschiedene Welt im Zonenrandgebiet und über meine Einsamkeit nach. Denn im Herbst kamen die Nebel, legten sich über das Flusstal und blieben den ganzen Winter über, den die Männer nur mit sehr viel Bier und Korn überstehen konnten!

In unserer Gartenkolonie der 1950er Jahre dominierte ein kleinbürgerliches Milieu: mittlere Angestellte, kleine Beamte, Rentner, Flüchtlinge; die Bürger lebten damals noch in der Stadt, die Kaufleute, Anwälte und Ärzte, die Beamtenschaft der Kreisstadt. Und man lebte sehr für sich. Meine Eltern hatten nur mit anderen Lehrerfamilien gesellschaftlichen Verkehr; ich kann mich nicht erinnern, dass sie auch nur ein einziges Mal bei Nicht-Lehrern eingeladen gewesen wären und Gäste kamen zu uns selten oder nie ins Haus. Das Verhältnis zu den Nachbarsfamilien beschränkte sich auf Gespräche über den Gartenzaun. Laute Gartenfeste gab es nicht und das Grillen war noch nicht erfunden. Aus der großen Verwandtschaft erhielten wir nur sehr selten Besuch, denn die Verkehrsverbindungen waren schlecht, die Wohnung reichte für Gäste nicht und eine Hotelübernachtung kam aus Kostengründen gar nicht in Frage.

Es gab nur wenige Autos in der Stadt, keine einzige Ampel regelte den Verkehr, die Landleute kamen noch mit Pferd und Wagen in die Stadt. Wir hatten sowieso kein Auto, und mein Vater hasste Autos. Wir hatten kein Telefon und kein Fernsehen; abonniert waren die „Zeit“ und die Lüneburger Landeszeitung mit der Kreisbeilage „Das Wendland“. Das Radio bedeutete die Welt, vor allem der „geheiligte“ Internationale Frühschoppen von Werner Höfer am Sonntag um zwölf Uhr. Ferienreisen machten meine Eltern nicht; ich ging auf Fahrrad- und Zelttouren. Ich war abgeschnitten von der Welt, wirklich isoliert, die „Zone“ im Norden, Osten und Süden – Hamburg 120 km, Hannover 140 km, faktisch unerreichbar!

Mein Vater untersagte meiner Mutter, als Lehrerin zu arbeiten, weil er meinte, sie solle sich um Haus und Garten kümmern und uns versorgen. Ich habe nie erlebt, dass er sich auf den Unterricht vorbereitete; schriftliche Arbeiten korrigierte er aber natürlich. Nach dem Mittagessen und dem Mittagsschlaf arbeitete er im Garten und machte gegen Abend einen einstündigen Spaziergang ins „Reetzer Holz“, jeden Tag den gleichen Weg. Meine Mutter versorgte

in der Tat den Haushalt, machte sauber, kaufte ein, machte Handarbeiten. Eine Hilfe im Haushalt hatte sie nicht; auch ich musste nie im Haushalt helfen. Einmal in der Woche war „Kränzchen“ mit vier oder fünf anderen Damen, meist Lehrerinnen. Meine Eltern sangen im „Gemischten Chor“. In die Kirche gingen sie nicht, während ich zwei Jahre lang in meiner Konfirmandenzeit jeden zweiten Sonntag in den Gottesdienst gehen musste. Sonntags gingen wir „in die Natur“, machten lange Spaziergänge in die Wiesen und Wälder.

Die Lebensverhältnisse der Familie konsolidierten sich ein wenig angesichts von Haus und Garten, der festen Lehrerstelle, der Integration in die kleinbürgerliche Umgebung und die kleinstädtischen Verhältnisse. Die krankhafte Eifersucht meines Vaters blieb, aber die Wutausbrüche wurden seltener; Schläge gab es nicht mehr, jedenfalls nicht in meiner Anwesenheit; da mein Zimmer durch den kleinen Flur vom Schlafzimmer meiner Eltern getrennt war, blieb mir auch ihr Geschlechtsleben verborgen. Haben sie sich überhaupt geliebt? Irgendwie vielleicht, aber sichtbar wurde es nicht, keine Zärtlichkeiten, kein Lob. „Das schmeckt aber heute gut“, war schon das „Höchste der Gefühle“; meist aber gab es Kritik am Essen: „Ist im Keller, kommt aber nicht auf den Tisch.“ Keine Geschenke! Wenn mein Vater zum Ferienbeginn nach der dritten Stunde aus der Schule nach Hause kam, brachte er ein Tütchen mit 100g Schokoladenplätzchen für meine Mutter mit. Das war aber auch schon alles! Mich aber vergötterten sie alle beide, und zwar jeder auf seine Weise.

Mein Vater war mächtig stolz auf mich, auch wenn er das wegen seiner emotionalen Gehemmtheit kaum zum Ausdruck bringen konnte. Da er mich so liebte, konnte ich auch keinen Widerstand gegen ihn leisten, wenn er meine Mutter misshandelte. Aber vielleicht war ich auch zu feige, zu konfliktscheu! Meine Mutter dagegen lobte mich, schenkte mir kleine Aufmerksamkeiten; wenn ich einmal – selten genug – spät nach Hause kam, stellte sie mir einen Teller mit geschälten Apfelstücken ins Zimmer oder legte einen Riegel Schokolade hin, natürlich nie eine ganze Tafel. Wenn ich aus den Ferien nach Hause zurückkam, gab es Apfelbeignets mit Kakao, ihr Liebstes, und sie meinte, dass auch ich das mögen müsste. Meine Pubertät verlief glimpflich; ich kämpfte nicht, sondern isolierte mich.

Höhepunkt des Jahres in Lüchow ist das Schützenfest, das eine ganze Woche lang dauert und auf dem Schützenplatz vor und in dem Schützenhaus gefeiert wird. Es beginnt an einem Sonntag im Juni mit dem Kinderschützenfest, an dem die Schülerinnen und Schüler von ihren Schulen aus festlich gekleidet und geschmückt mit Musik zum Schützenplatz ziehen, wo die Jungen mit Luftgewehren schießen und die Mädchen mit Holztauben auf Scheiben zielen, um den Kinderschützenkönig und die Kinderschützenkönigin zu ermitteln. Ich habe noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, ziele und treffe mit dem ersten Schuss

die „zwölf“, mit dem zweiten Schuss immerhin noch die „neun“, und da ich so aufgeregt bin, weil ich mich als Kinderschützenkönig sehe, treffe ich mit dem dritten Schuss überhaupt nicht mehr die Scheibe, sondern schieße komplett daneben. Aus der Traum vom Kinderschützenkönig! Mitglieder des Schützenvereins sind die örtlichen Honoratioren, die Kaufleute, Handwerker und auch einige Beamte und Angestellte. Lehrer gehören dort nicht hinein, und meine Eltern verachteten das pseudo-militärische Gehabe, das Fressen und Saufen. Der Schützenverein ist nämlich paramilitärisch organisiert, selbstverständlich in Uniform, mit militärischen Rängen, Fahnen, Orden und Ehrenzeichen, mit viel Musik und Tschingderassassa. Alles folgt einem festen Rhythmus, das feierliche Abholen des letztjährigen Schützenkönigs, die Fähnchen schwingende Bevölkerung am Straßenrand, der große Schützenball in Abendgarderobe und jeden Tag und Abend die heillosen Besäufnisse der Männer. Immer gab es wilde Spekulationen, dass der Schützenkönig vorher ausgekugelt und der sog. Königsschuss manipuliert wird, denn es ist teuer, Schützenkönig zu sein! Und wehe dem, der es aus Versehen wird! Meist aber haben die Kerle sowieso so viel gesoffen, dass sie gar nicht mehr zielen können. Ich habe übrigens nach meinem Fehlschuss nie wieder ein Gewehr oder eine andere Waffe in der Hand gehabt!

Das Leben in Lüchow folgte in den 1950er Jahren den Regeln bürgerlicher Wohlanständigkeit. Die bürgerliche Ehe und Familie dominierten. Natürlich gab es Junggesellen, die (noch) nicht verheiratet waren, und ebenso ledige Frauen, die selbstverständlich bis ins hohe Alter „Fräulein“ genannt wurden. An uneheliche Kinder kann ich mich nicht erinnern, aber es gab sie sicherlich. Man heiratete eben, wenn ein Kind kam. Über Abtreibungen ist mir nichts bekannt geworden. Unverheiratete durften dauerhaft nicht zusammenleben; die Vermietung an sie wurde als Kuppelei bestraft. Natürlich gab es Gerüchte über außereheliche Verhältnisse und es gab sie selbstverständlich, auch wenn nach dem Gesetz der Ehebruch strafbar sein konnte. In der Kino-Klause war eine Prostituierte anzutreffen, die angeblich auch ältere Schüler aufsuchten; aber einschlägig war der Nachtclub „Oase“ im 40 km entfernten Uelzen. Wir Schüler redeten viel über Homosexualität, und die sexistischen Witze galten gleichermaßen hetero- wie homosexuellen Beziehungen. Aber über schüchterne flüchtige Berührungen gingen unsere eignen Versuche in dieser Richtung kaum hinaus; nur gerüchteweise hörte man von weitergehenden erotisch-sexuellen Abenteuern von Schülerinnen und Schülern. Mein Geigenlehrer fasste mich in unzweideutiger Weise gelegentlich an, wenn er meine Haltung korrigierte, und auf einer Konzertreise machte er im Hotel einen deutlichen Annäherungsversuch, der aber nicht sehr weit führte. Darüber hinaus habe ich in meiner Schulzeit die männliche Homosexualität nicht kennengelernt, und von lesbischen

Beziehungen wusste ich nichts. War also in Lüchow in den fünfziger Jahren die „Welt noch in Ordnung“? Vermutlich nicht, aber man erfuhr nichts davon, weil das abweichende Verhalten „unter den Teppich gekehrt“ wurde.

Acht Jahre Kindheit und Jugend in Lüchow! Was habe ich eigentlich in all diesen langen Jahren dort gemacht – außerhalb des Schulbesuchs und der damit zusammenhängenden Verpflichtungen? Die heutigen kindheits- und jugendtypischen Freizeitbeschäftigungen gab es noch nicht. Ich habe jeden Tag eine Stunde lang Geige geübt, im Schulorchester gespielt, in einem Jugendsingkreis gesungen und klassische Musik im Radio gehört. Ich habe zwei Jahre lang den Konfirmandenunterricht besucht und war zwei Jahre lang bei den Christlichen Pfadfindern. Ich habe Tennis gespielt, nicht Fußball! Ich bin viel Fahrrad gefahren, wenn auch nicht sportlich, sondern einfach durch Feld und Wald zum Vergnügen. Ich bin auch viel mit Freunden spazieren gegangen. Gelesen habe ich viel und viel geredet. Deutlich im Mittelpunkt des Bewusstseins, des Trachtens und der Aktivitäten standen aber natürlich Lust und Leid der Beziehungen, zunächst zu Jungen und dann zu Mädchen. Die Beschäftigung mit dem Thema „Wer mit wem und was?“ war wichtiger als die Beziehungen selber. Sie blieben, soweit ich das damals erfahren habe und erinnern kann, weitgehend harmlos, flüchtige Küsse und ein bisschen Petting, das wars auch schon. Doch bestimmten diese Gedanken und Gespräche die Tag- und Nachträume, die nie endenden Versuche, ein Mann zu werden. Außer den wenigen frühkindlichen Versuchen mit selbst gedrehten Zigaretten aus Kippen und einem gelegentlichen unvermeidlichen Bier habe ich weder geraucht noch getrunken, und zwar in erster Linie aus finanziellen Gründen, aber auch, weil es in meinem Elternhaus weder Tabak noch Alkohol gab und weil beides dort als gesellschaftliches Grundübel galten.

1.1.2 „Üb immer Treu und Redlichkeit!“ – Über Weltanschauungen und Tugenden

Unter den Bedingungen des Aufwachsens in der Nachkriegszeit auf dem Dorfe und in einer kleinen Stadt weit weg von der „großen Welt“ stand die Sozialisation in einer Kleinfamilie im Mittelpunkt. Die Verwandtschaft und die Nachbarschaft, die Freundschaft und das dörfliche und kleinstädtische Leben, die Schule (dazu unter 1.2) und die Vereine waren zwar auch von Bedeutung, und die obigen Skizzen zeugen davon; doch Weltanschauungen und Tugenden bildeten sich vor allem in der Familie durch Anpassung und Widerstand – zumal wenn die mediale Vermittlung auf spärliche Bücher, traditionelle Zeitungen und das Radio beschränkt blieb.

Lernen, Lernen, Lernen

Das war das Allerwichtigste! Bildung! und zwar sozialer Aufstieg durch Bildung. Auf der politischen Ebene war es verständlich, denn die deutsche reformistische Sozialdemokratie hatte nach dem Verzicht auf die Revolution 1919 fälschlicherweise gemeint, die politische Mehrheit mit dem Stimmzettel zu erringen, wenn die Arbeiter durch Bildung die nötige Einsicht erwürben. Auch familiär war es eindeutig. Nachdem meine Eltern aus Kriegs- und Nachkriegsgründen meinen älteren Geschwistern nur verkürzte Bildungskarrieren hatten ermöglichen können, lagen alle ihre Hoffnungen auf einen sozialen Aufstieg durch Bildung auf mir. Auch auf der beruflichen Ebene war es plausibel, dass der soziale Aufstieg die erste Priorität meiner Eltern war. Schließlich sahen sie als Volksschullehrer ihre Aufgabe vor allem darin, begabten Kindern „aus dem Volk“ den Zugang zum Gymnasium und damit zur höheren Bildung und zu besseren Berufschancen zu eröffnen und das taten sie auch! Es war für meine Eltern völlig selbstverständlich, dass ich auf das Gymnasium gehen und studieren würde. Sie hätten ihr „letztes Hemd“ ausgezogen, wenn das etwa am Geld hätte scheitern können.

Bildung, das hieß zunächst einmal Lernen, Lernen und nochmals Lernen! Schulisches Lernen, ja natürlich, aber das reichte nicht. Also hatte auch zu Hause das Lernen die alleroberste Priorität, ich meine das „häusliche Lernen“. Schon in der Grundschule in Gülden durfte ich mir die Schullandkarten aus dem Klassenzimmer mit „nach Hause“ nehmen, durfte sie in dem kleinen Wohnzimmer der Zweizimmerlehrerwohnung auf dem Boden ausbreiten, darauf herumrutschen und die Länder, Städte, Flüsse und Berge identifizieren. „Stadt-Land-Fluss“ wurde bald mein Lieblingsspiel und ich brillierte darin. Im Alter von 11 Jahren konnte ich 150 Gedichte aufsagen und mein Vater brachte mir zu Hause eine eurythmische Art des Aufsagens bei, was in der Schule schreckliche Folgen hatte (s. u.), aber zu Hause machte es mir Spaß. Dazu kamen noch die vielen Kirchenlieder, die ich von meiner Mutter lernte. Meine Eltern meldeten mich in Lüchow für die siebente Klasse des Gymnasiums an. Das hieß zwei Jahre Latein nachholen, und zwar zu Hause. „Unser Ingo schafft das!“ – aber dann doch nicht!

Lernen, das hieß vor allem lernen aus Büchern. Sieben Bücher nannte ich damals mein Eigen; stolz hatte ich sie nummeriert. Die Bildungskonzeption meiner Eltern war auf Wissen aufgebaut, auf der Vorstellung eines enzyklopädischen Wissens. Die Lüneburger Landeszeitung veröffentlichte ein Volkslexikon, und zwar jeden Tag eine Seite, die man ausschneiden und abheften konnte – das wars! Darüber hinaus kam für mich nur „gute Literatur“ in Frage. Meine Mutter las heimlich „Gesellschaftsromane“, was mein Vater nicht dul-